

zweier mittelalterlicher Bürgerhäuser von der Bestandsaufnahme über Dokumentation und ausführliche Untersuchungen bis zum Umbau gegangen ist. Die Autoren haben angesichts einiger Besonderheiten an und in diesen Häusern die Gelegenheit beim Schopf gepackt, um einen solchen Prozess über das konkrete Objekt hinaus in exemplarischer Form sowie detailreich in Bild, Plan und Text darzustellen. Auch wenn jede Sanierung anders verläuft, die Voraussetzungen und Ergebnisse differieren, so will dieser reich bebilderte Band allen, die selbst ein solches Objekt ihr Eigen nennen, Hilfestellung geben und Mut machen, die Herausforderungen trotz aller Unwägbarkeiten anzunehmen.

Entsprechend motivierend sind auch die grundlegenden Einleitungskapitel Bedals zu verstehen, wenn er fragt: *Was kann und soll hier noch erhalten werden?* Dabei kann ja die Antwort auf diese Frage je nach Standpunkt unterschiedlich ausfallen. Bedals Intention unterstreicht das *Sollen*; mancher Bürger hingegen fragt sich vielleicht, was denn *noch* alles erhalten werden soll: *Muss das denn sein?*

Ja, es muss! Und Bedal stellt nachdrücklich heraus, worin Pflicht und Nutzen liegen. Er beginnt didaktisch und methodisch sinnvoll bei der Feststellung, dass ein Gegensatz zwischen hoher und niederer Architektur nicht existiert, weil das eine ohne das andere nicht bestehen kann. Nur ohne hierarchisches Denken kann der Stellenwert eines jeden Hauses ermittelt werden. Sodann plädiert Bedal für eine behutsame Sanierung, um *nur dort zu erneuern, wo es das Hausgefüge erforderlich macht*. Er geht auf überraschende Funde ein, wie sich überlagernde historische Farbfassungen oder zweitverwendete Hölzer aus früheren Bauphasen, die für die Rekonstruktion herangezogen wurden. Schließlich wendet sich Bedal auch gegen falsch verstandenen Rekonstruktivismus, dem er eine klare Scheidung von Alt und Neu vorzieht, etwa bei der klaren Trennung von historischen und modernen Materialien, sobald Anbauten oder Erweiterungen erforderlich sind.

In zwei weiteren Beiträgen hebt Bedal die Bohlenstube als das bestimmende Element Schwäbisch Haller Bürgerhäuser sowie die hohe Halle als ein weiteres Charakteristikum hervor. Aufgrund ihrer Konstruktion mit gewölbter Holzdecke, ihrer Lage, Beheizung und Nutzung tituliert er die Bohlenstube gar als *Klimakammer*. Er meint sogar behaupten zu dürfen, dass während des Mittelalters ein Wohnhaus eine Bohlenstube gehabt haben muss, – andernfalls habe das Gebäude eine andere Funktion besessen.

An diese Exkurse anschließend werden Vor-, Zwischen- und Jetztzustände der beiden Sanierungsfälle ausführlich in Bildern und Rissen dargestellt sowie der Rettungsprozess veranschaulicht. Stets legen die Autoren Wert auf die Feststellung, dass sich vieles, das den Wert eines Hauses ausmacht, im Verborgenen abspielt und auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist. Auch die detaillierten Erklärungen zu den Fotografien machen dies deutlich.

Wie die vorgestellten Beispiele zeigen, eröffnet nur eine genaueste Bestandserfassung (und weniger als dies wäre einem solchen Objekt nicht angemessen) die Chance, die gewonnenen Informationen aus Dendrodaten, Gefüge und Materialien für eine Rekonstruktion der Baugeschichte heranzuziehen. Die unzähligen isometrischen Farbgrafiken Bendls führen den Leser durch die Baugeschichte der beiden Häuser, zeigen Tragkonstruktion, An-, Um- und Einbauten, lassen die Persönlichkeit der Häuser lebendig werden. Sodann werden die Sanierungskonzepte vorgestellt und die Arbeiten in vielen wichtigen Details nachgezeichnet.

Mehr als 200 Abbildungen lassen erahnen, welche Schätze andernorts durch unachtsamen Umgang mit historischer Substanz, durch Ignoranz und oftmals auch durch Ignoranz und wider besseres Wissen täglich verloren gehen. Das Buch ist daher mehr als nur eine Dokumentation. Es zeigt beispielhaft, welche hohen Stellenwert vermeintlich einfache Bauten für die Kultur unseres Landes haben. Bedal und Bendl vermögen nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass es ohne

Vergangenheit keine Gegenwart gibt und dass unser gebautes Umfeld in Stadt und Land davon Zeugnis ablegt.

Bernd Langner

Anna Morath-Fromm (Hrsg.)

Kunst und Liturgie. Choranlagen des Spätmittelalters – ihre Architektur, Ausstattung und Nutzung.

Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2003.

339 Seiten mit zahlreichen schwarz-weißen Abbildungen. Pappband. € 49,-.

ISBN 3-7995-3421-0

Der Dialog zwischen Kunstgeschichte und Liturgiewissenschaft ist in den letzten Jahren deutlich intensiviert worden. Ein Desiderat war die inter-fakultäre Zusammenarbeit vor allem für die Epoche des Spätmittelalters. In diese Lücke ist eine von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierte Tagung in Blaubeuren vorgestoßen. Die dort gehaltenen Vorträge, die der Frage nachgehen, wie spätmittelalterliche Architektur und Ausstattung auf sich verändernde Bedürfnisse, unter anderem auf die Reformbewegungen dieser Zeit reagieren, sind in dem vorliegenden Band gedruckt.

Vielfältig, innovativ und von ganz neuen Ansätzen ausgehend haben sich die Wissenschaftler mit der Fragestellung auseinandergesetzt. Ausgehend vom Veranstaltungsort, an dem die Choranlage der ehemaligen Benediktiner-Klosterkirche reiches Anschauungsmaterial bot, diskutiert Felix Heinzer all die möglichen Zusammenhänge zwischen klösterlicher Reformliturgie und der Entstehung des imponierenden Blaubeurer «spätgotischen Gesamtkunstwerks». Konzentriert auf Bauten des südwestdeutschen Raums hat der Züricher Bauhistoriker Georges Descoedres nachvollzogen, wie die Bettelorden durch eine differenzierte Formensprache eine weitgehende Einheit von architektonischem und liturgischem Raum erreichten. Geht die Kieler Kunsthistorikerin der räumlichen Umsetzung der Privatisierung der Liturgie in norddeutschen Kirchen nach, kann Richard Marks einen Funktionswandel der Bilder im Hinblick auf verschiedene Betrachter-

kreise in englischen Pfarrkirchen belegen.

Musterbeispiele herausragender Ausstattungen bilden das Hochretabel der Lübecker Marienkirche von 1425, zu dem Uwe Albrecht einen Rekonstruktions- und Zuschreibungsversuch gewagt hat, wie auch das Grabkloster Saint-Nicolas-de-Tolentin bei Bourg-en-Bresse, dessen Bildinszenierungen und Blickachsen Christian Freygang nachgegangen ist. Stefan Heinz und Wolfgang Schmid haben sich der Bedeutung der Begräbnisorte in Trier, Köln und Mainz angenommen, Achim Timmermann der zum Ende der Epoche der Spätgotik immer bildmächtigeren Sakramentshäuser als das Allerheiligste reformentsprechend verhüllenden Gefäße. Die Entdeckung eines mittelalterlichen «Notizbuchs» einer Küsterin, einer bisher unveröffentlichten Quelle, hat Gerhard Weilandt zum Anlass genommen, die Vielschichtigkeit der Bedeutungsebenen der Wandelretabel neu zu untersuchen. Wie differenziert der Umgang mit diesen repräsentativen Ausstattungsstücken gesehen werden muss, beweisen schließlich Jörg Rosenfelds Überlegungen zu Möglichkeiten der Funktion der malerischen Retabel-Rückseiten.

Der weite Bogen der Thematik, der hier in den Forschungsansätzen gespannt wurde, zeigt, dass der interdisziplinäre Diskurs dringend fortgeführt werden muss. Ein wichtiger erster Schritt ist aber mit den Aufsätzen erfolgt, und jeder an mittelalterlicher Kultur Interessierte wird das Buch mit Spannung lesen.

Sibylle Setzler

Peter Eitel

Ravensburg im 19. und 20. Jahrhundert.

Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2004.
429 Seiten mit rund 300 Abbildungen,
meist in Farbe. Gebunden € 2 9,90.
ISBN 3-7995-0138-X

Ravensburg gehört zu den württembergischen Städten, deren Geschichte relativ breit erforscht ist und auch Darstellung fand, einerseits in Einzeldarstellungen – man denke an die Handelsgesellschaft der Humpis –,

andererseits in Alfons Drehers anspruchsvoller und umfangreicher Stadtgeschichte, erschienen 1972. Doch «Ravensburger Geschichte», das hieß bisher: reichsstädtische Geschichte. Peter Eitel hat als Stadtarchivar in 25-jähriger Tätigkeit die umfangreichen städtischen Quellenbestände seit 1802 bis in die Gegenwart geordnet – und sich dann im Ruhestand daran gemacht, diese Epoche auch ausführlich darzustellen: auf 429 Seiten, reich bebildert, den gesamten Zeitraum von 1800 bis zum Jahr 2000 umfassend, in verschiedene Zeitabschnitte untergliedert, freilich ungleich gewichtet: Von der Zeit unter bayerischer Herrschaft (1800 [eigentlich 1802] bis 1810) über den Übergang an Württemberg bis zur Reichsgründung (1810–1871), das Kaiserreich (1871–1918), nach dem separat behandelten Ersten Weltkrieg dann die Weimarer Republik, die folgende nationalsozialistische Herrschaft und der Zweite Weltkrieg bis zur Nachkriegszeit (1945–1966) und schließlich die jüngste Vergangenheit und Gegenwart: *Auf dem Weg zur Dienstleistungsgesellschaft*, 1967–2002.

Peter Eitels Stadtgeschichte lebt davon, dass der Autor die Quellen zum 19./20. Jahrhundert – auch außerhalb des Stadtarchivs – wie kein Zweiter kennt. Und kaum eine dieser Quellen blieb unausgewertet oder gar unbeachtet. Diese Stadtgeschichte ist ein monumentales Werk an Daten, Zahlen, Tabellen, Statistiken und Informationen verschiedenster Art, doch stets im lebendigen Stil auch erzählend. Die Darstellung rankt sich um die zentralen Themen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und damit zusammenhängend die eigentliche politische Entwicklung, vergisst aber auch nicht das Dasein als paritätische Stadt (Zusammenleben der Konfessionen), noch die bauliche und städtebauliche Entwicklung und das kulturelle Leben. Also eine den Lebensverhältnissen und nicht geistigen Strömungen folgende Darlegung der Stadtgeschichte.

Die Vielgestaltigkeit, Aussagekraft und Qualität der Abbildungen in diesem Buch ist höchst bemerkenswert. Und ganz nebenher liefern Autor und Verlag auch den Beweis, dass man ein

Buch nicht nur mit großformatigen Bildern ansprechend gestalten kann, sondern dass kleinformatische, exzellent reproduzierte Abbildungen geradezu den besonderen Wert einer Publikation ausmachen können, wenn sie nur sorgfältig ausgewählt sind und historischen Zeitgeist vermitteln.

Die von Eitel gewählte Einteilung der Stadtgeschichte in Epochen birgt für den Leser den Vorteil, dass Geschichte in gerade noch überschaubaren Portionen präsentiert wird. Von Nachteil ist dabei allerdings, dass so Sinnzusammenhänge und Entwicklungen, etwa politischer, rechtlicher oder wirtschaftlicher Art, die ja an Epochengrenzen nicht immer Halt zu machen pflegen, oftmals ein wenig leiden, ja unterzugehen drohen.

An einem Beispiel sei dies verdeutlicht: Die für die Entwicklung eines politischen Bewusstseins und der politischen Bewegung, gerade auch der Parteien, so wichtige Gemeindewahlrechtsentwicklung des 19. Jahrhunderts in Württemberg wird in drei Teile – eigentlich müssten es vier sein – zerschnitten, denn wichtige Entwicklungsschritte fanden 1817–1822 statt, dann 1848/49, als das Wahlrecht wieder auf die Einwohner, die im Besitz des Bürgerrechts waren, beschränkt wurde und die 1849 wahlberechtigten Beisitzer bis 1918 wieder ausgeschlossen wurden – darunter eben viele Arbeiter und Dienstboten –, was Eitel nicht erwähnt. Es ist vom Leser einfach zuviel verlangt, dass er auf Seite 135 noch die wesentlichen Züge des Wahlrechts von 1822 und 1849 weiß, wie sie auf den Seiten 31 und 48 dargestellt sind. Dass Parteizugehörigkeit oder Parteinähe von Kandidaten erst seit 1907, also nach Einführung der modernen Listenwahl, fassbar wird, erstaunt. In württembergischen Städten ist diese bei Auswertung der Wahlvorschlagslisten und Wahlveranstaltungen sonst teils schon in den 1860er- und spätestens in den 1880er-Jahren klar ersichtlich.

Auffallend ist an Peter Eitels Stadtgeschichte, dass sie vom 19. zum 20. Jahrhundert hin immer politischer wird. Sicher ein Widerschein der sich wandelnden Quellen, wenn nun etwa